

Diese Aufzeichnungen sind auf Grund meiner eigenen Erlebnisse und den Berichten von den Eltern und Großeltern zusammengetragen worden.

Siegfried Förster Kl. 9

Am 28.01.1940 wurde ich als erster Sohn des Maures Willi Förster und seiner Ehefrau Hedwig Förster, geb. Werner, in Hennersdorf, Kreis Lauban, in Niederschlesien geboren. Drei Jahre später wurde mein Bruder geboren. Die ersten Jahre meiner Kindheit verliefen für mich glücklich.

Dann begann der 2. Weltkrieg, und mein Vater wurde zu den Soldaten eingezogen. Die letzten Kriegsjahre brachten meine Mutter, mein Bruder und ich bei den Großeltern mütterlicherseits, weil die Mutter wegen einer Lungenentzündung das Bett hüten mußte. Die Großeltern nannten ein großes Sägewerk und ein Baugeschäft ihr stolzes Eigentum. Schon ein halbes Jahr vor dem endgültigen Zusammenbruch stand der Betrieb völlig lahm. Die Arbeiter hatten ihre Handwerkzeuge mit dem Karabiner vertauscht.

Schon seit einigen Tagen zogen Soldaten ( Infanterie - , Kavallerie - , Panzer und Geschütz - kolonnen ) durch mein Heimatort gen Osten. Das trug aber wenig zu einer schlechten Stimmung bei. Man glaubte die Front noch weit weg von der Heimat. Es wurde der 8.1.1945 geschrieben. Die Einwohner glaubten an die zuversichtigen Nachrichten. Wie es aber in Wirklichkeit stand, sollten wir bald erfahren.

Wenige Tage später, es war ein kalter Vormittag in den ersten Januartagen, zogen Flüchtlingstrecks durch Hennersdorf, so hieß mein Heimatort. Auf hochbepackten Planwagen saßen verhärmte Menschen. Ihnen, ob jung oder alt, standen die Schrecken der letzten Tage im Gesicht geschrieben. Die Zugtiere waren von dem langen Weg müde und abgemagert. Zwischen dicken Strohhallen hockten oder schliefen die Kinder und alten Leute. Nur wenige Kleidungsstücke und Küchengeräte hatten sie mitnehmen können. Manche Bauern hatten Vieh, einen Handwagen oder eine Maschine an den Wagen angebunden. Diese Menschen mußten nun mit den wenigen Habseligkeiten irgendwo eine neue Existenz gründen. Was würde uns das Schicksal bringen ?

Von einigen Flüchtlingen erfuhr mein Großvater, daß die Trecks ausnahmslos aus Oberschlesien kamen. ( Beuthen, Hindenburg, Gleiwitz und Ratibor ). Weiter erfuhr er, daß die Russen bereits vor Breslau lagen. Zuerst wollte niemand diese Hiobsbotschaft glauben. In den nächsten Tagen wurde uns die Nachricht noch von vielen anderen durchziehenden Landsleuten bestätigt. Daraufhin verließen viele Einwohner das Dorf und zogen mit Hab' und Gut nach Westen. Man „verurteilte“ diese Menschen, weil sie die Heimat im Stich ließen. Später mußten wir aber einsehen, daß sie richtig gehandelt hatten.

Überall im Dorf traf man Vorbereitungen zum Schutz gegen den Feind. Deutsche Landsr zogen Schützengräben. An strategisch wichtigen Punkten bauten die Soldaten Abwehrstellungen auf.

Auch bei uns zu Hause wurden emsig Vorbereitungen getroffen. Im Keller des Wohnhauses baute mein Großvater eine Art Lagerstätte auf. Die besten und nötigsten Bekleidungsstücke wurden im Keller aufgehängt. Auch versteckten hier meine Großeltern genügend Nahrungsmittel. Meine Mutter, die an einer Lungenentzündung erkrankt war, bettete man in eine geschützte Ecke des Kellers. Vor wenigen Wochen hatten meine Großeltern noch



gedacht, daß meine Mutter sterben würde. Jetzt befand sie sich auf dem Wege der Besserung. Zu der Krankheit kam aber noch die dauernde Aufregung und Spannung hinzu. Da der Keller ziemlich groß war, fanden noch Verwandte und Bekannte bei uns Zuflucht.

Es war der 19.1.1945. Über meinem Heimatdorf lag unheimliche Stille. Eine Woche war nun schon wieder vergangen, ohne daß sich etwas ereignete. Damals konnten wir schon das Panzer- und Artilleriefeuer wahrnehmen. Von einem Landser erfuhr mein Großvater, daß der Russe etwa in 2-3 Stunden unseren Ort erreicht haben würde. Überall herrschte große Aufregung und Bestürzung.

Um  $\frac{1}{2}$  10 Uhr standen meine Großeltern hinter dem Flurfenster und beobachteten, wie die Russen im Oberdorf einmarschierten. Wir suchten sofort alle den Keller auf. Wenig später summten die ersten Maschinengewehrketten durch die verfallene Haustür und die Küchentür und hinten zum Fenster wieder hinaus. Wären die Großeltern im Hausflur stehengeblieben, hätten sie es mit dem Leben bezahlt. Es dauerte kaum 10 Minuten, da hatten die Russen die Haustür eingestoßen und standen im Flur. Es waren wohl 8 Soldaten. Diese wollten Uhren, Schmuck und Frauen. Meinem Großvater nahmen sie die Uhr ab. Dann suchten die Rotarmisten das ganze Haus von oben bis unten durch. Wodka und Wein waren dabei sehr geschätzt. Auch die Telefonschnur sowie andere Kabel wurden durchgeschnitten. Schließlich verschwanden einige von den Russen. Die anderen trieben ihre Schandtaten weiter. Ein Russe warnte meinen Großvater vor einem seiner Genossen. Dieser war ein Offizier. Rachedurstig und schonungslos schoß er in den Keller hinein. Das Ziel war ein Ständer, an dem Kleider hingen. Vielleicht vermutete der Russe hinter den Kleidungsstücken deutsche Soldaten oder männliche Zivilisten. Als sich aber nichts rührte, legte sich das Mißtrauen des Soldaten etwas. Mein kleiner Bruder, er war erst 2 Jahre alt, und ich fing an zu weinen. Ein kinderfreundlicher Russe schenkte uns einen Apfel, den er bei uns im Haus aufgestöbert hatte. Die Russen hatten jedoch soviel Anständigkeit, daß sie keinen Menschen mißhandelten oder mitnahmen.

Dieser Zustand ging nun ein paar Stunden so weiter. Eine Kolonne Soldaten kam, und die andere ging, einmal waren es gute, dann wieder ganz gefährliche Kerle. Es war nun bald ganz unerträglich für uns geworden. Das ging nun so lange, bis plötzlich deutsches und russisches Artilleriefeuer einsetzte. Die Lage wurde immer gefährlicher. Durch ein Fenster sah mein Opa, daß schon einige Häuser in der Nachbarschaft und der weiteren Umgebung brannten. Der kleine Wecker zeigte  $\frac{1}{2}$  4 Uhr nachmittags. Kurze Zeit später hielten einige Nachbarsfamilien bei uns vor der Tür. Von ihnen erfuhren wir, daß sie in den Wald flüchten wollten. Nach langem Hin und Her entschied sich mein Großvater, ihnen zu folgen. Eilig wurden die nötigsten Kleidungsstücke und Nahrungsmittel auf einen großen Handwagen geladen. Auch ausreichend Decken und Kopfkissen hatten meine Großeltern nicht vergessen. Jetzt hieß es Abschied nehmen. Für meinen Opa war es besonders schwer. Er mußte sein Lebenswerk, das er in jahrelanger und mühevoller Arbeit errichtet hatte, dem Feind ausliefern. Aber noch waren nicht alle Hoffnungen verloren.

Würden wir alles noch einmal wiedersehen? Wann? Wie?

Fragen, die uns in diesem Augenblick hätte niemand beantworten können. Doch, ein einziger: Der Vater im Himmel. Warum hatte er es so weit kommen lassen? Vielleicht sollte es eine Prüfung für die Menschheit sein? Zu weiteren Überlegungen hatten wir keine Zeit, denn der Kampf im Oberdorf hatte sich verstärkt. Die deutsche Artillerie beschoß die russischen Panzer und umgekehrt.

Das Vieh, es waren einige Ziegen, Schweine, Hühner und Gänse, mußte zurückbleiben. Am schwersten fiel mir der Abschied von unserm Jagdhund; denn er war mir sehr ans Herz gewachsen. Tränen liefen mir über das Gesicht. Wieviel frohe Stunden hatte ich mit dem



treuen Vierbeiner verbracht. Wieder verlor ich mich in Erinnerungen. Aus diesen wurde ich durch das Rufen meines Großvaters aufgeschreckt. Der „Zug“ setzte sich in Bewegung. Jetzt waren auch wir Flüchtlinge geworden. Wie lange sollten wir es bleiben?

Immer wieder lösten Erinnerungen und Fragen einander ab. Hinter uns hörten wir das Jaulen des Hundes. Vielleicht haßte uns das Tier sogar.

Es war ein seltsamer und trauriger Zug, der sich vom Dorf entfernte. Meine Mutter, sie hatte sich von der schweren Krankheit einigermaßen erholt, schob meinen Bruder im Kinderwagen. Auf diesen hatte die Mutter auch noch Kleidung und Nahrungsmittel gepackt. Meine Großeltern zogen den großen und vollbepackten Leiterwagen. Mich zog die Tante, von meiner Mutter die Schwester, mit sich. In der anderen Hand trug sie noch einen großen Koffer. Das einzige, was ich mitnahm, war mein brauner Teddybär.

Auch die Verwandten und Bekannten, die sich ja bei uns im Keller befanden, schlepten ihre wenigen Habseligkeiten mit sich. Jedem stand der Schweiß auf der Stirn und das kalte Grauen ins Gesicht geschrieben. Hinter dem Dorf schlug mein Opa den Waldweg ein. Als wir auf einem kleinen Hügel eine Ruhepause einlegten und uns dem Dorf zuwandten, rannen den Erwachsenen die Tränen über das Gesicht. Ich konnte nicht weinen, denn ich hatte Angst. Mein Bruder schrie aus Leibeskräften. Niemand schämte sich vor dem andern. Ein grauenhaftes Bild bot sich uns. Die großen Gebäude meiner Großeltern, die Kirche, das Gut und viele andere Häuser standen in Flammen. In das Schießen und Donnern hinein klang das Krachen und Bersten der einstürzenden Häuser. Der Kirchturm glich einer großen Fackel. Er schien eine Erscheinung Gottes in Gestalt des Feuers zu sein. Warum mußten wir so ein Schicksal erfahren? Wir setzten unseren Weg fort; denn das Kanonendonnern hatte uns in die Wirklichkeit zurückgerissen. Diese glotzte uns mit ihren mordgierigen und blutunterlaufenden Augen an. Es gab viele Menschen in diesem Augenblick auf der Welt, die das Beten wieder gelernt hatten. Wollte der Schöpfer mit diesem Krieg und dem damit verbundenem Unheil den Menschen einmal klarmachen, wie weit sie sich von ihm entfernt hatten?

Langsam kamen wir voran; denn die Wege waren von den Panzern und Geschützen ausgefahren worden. Oftmals drohten unsere Wagen umzukippen. Ausgebrannte Panzer, Flugzeugwracks, tote deutsche und russische Soldaten sperrten vielmals den Weg. Manche Leichen waren noch von den Fahrzeugen in den Dreck gefahren worden. Da lag ein Arm, daneben zerrissene Uniformstücke und dazwischen Waffen und Munition. Ich mußte unwillkürlich an meinen Vater denken. War auch er schon einer gegnerischen Kugel zum Opfer gefallen? Ich wollte nicht länger daran denken.

Viele Bauern unseres Ortes hatten das noch lebende Vieh aus den bremenden Ställen befreit. Damals liefen die verstörten Tiere herrenlos umher. Manche wurden durch Geschosse getötet, andere wieder von den deutschen und russischen Soldaten geschlachtet. Manchmal folgten uns sogar einige Tiere eine kurze Strecke.

Unsere Flucht ging immer quergefeld ein weiter. Es dämmerte bereits. Nur am Horizont war der Himmel stark gerötet. Immer wieder ging unser Blick zurück auf das Heimatdorf. Gespenstisch stiegen die Flammen und die Rauchschwaden zu dem dämmernen Himmel empor. Da erlosch ein Brand langsam und woanders wurde ein neuer entzündet.

Langsam verloren wir das Dorf aus den Augen, und der Wald nahm uns schützend auf. Konnten wir von Schutz sprechen? War es nicht möglich, daß hinter den Bäumen feindliche Soldaten hockten? Außerdem konnten vergrabene Minen für uns den Tod bedeuten. Deshalb war äußerste Vorsicht und Aufmerksamkeit am Platze. Das Ziel meines Großvaters war eine Jagdhütte. Der Besitzer lebte in Löbau / Sachsen. Bei völliger Dunkelheit kamen wir ohne Zwischenfall bei dem Jagdhäuschen an. Mein Opa hatte dieses mit Absicht als vorläufige



Unterkunft ausgesucht, weil er der Meinung war, daß die Kämpfe nicht lange anhalten würden. So waren wir wenigstens in der Nähe des Heimatdorfes. Es sollte aber alles anders kommen. Der Großvater kannte das Häuschen und dessen Umgebung genau, weil er es gebaut hatte. Die Selbstschüsse, die ihm bei unserer Ankunft gleich aufgefallen waren, entfernte er sogleich, um Unheil zu verhüten. Wir hatten gerade die Jagdhütte in unsern Besitz genommen, da bekamen wir noch Zuwachs. Nachbarn und andere Dorfbewohner hatten auch durch Zufall hierher gefunden. Im ganzen waren wir 23 Personen. Die Fenster unseres neuen Obdachs waren mit starken Bohlen verstellt, damit keine Kugeln hindurchgingen und kein Licht in die Dunkelheit hinausfiel. Eine alte Petroleumlampe strahlte nur spärliches Licht in den Raum aus. Zur Nachtruhe konnten sich einige in die eingebaute Betten legen, und die übrigen lagerten sich auf dem Fußboden. Es war eine sehr kalte Nacht. Mein Großvater war wachgeblieben, aber es geschah nichts, das unsere Ruhe störte.

Am Morgen beschlossen mein Opa und seine Schwester in das Dorf zu gehen. Sie wollten Nahrung und Kleidung holen. Zur Sicherheit band er ein weißes Tuch an einem Stiel, den er vor sich hertrug. Was dann geschah, erzählte mein Großvater später. Nachdem sie, der Großvater und seine Schwester, den Handwagen mit Nahrungsmitteln und Kleidung beladen hatten, begaben sie sich auf den Rückweg, und zwar die Landstraße entlang. An einer Kreuzung kam ihnen ein sowjetisches Militärfahrzeug entgegen, es fuhr genau auf die beiden Menschen zu. Zeit, um der Gefahr zu entgehen, gab es für sie nicht mehr. Mein Opa wurde auf das Feld geschleudert. Ein Kotblech des Autos hatte ihn gesteuert und dabei mitgerissen. Mit seiner Schwester sah es schlimmer aus. Ihr hatten die Russen ein Bein zerfahren. Sie lag mitten auf der Straße und stöhnte. Das Militärfahrzeug war ebenso wie mein Opa auf den Acker geschleudert worden. Dort blieb es stehen. Dem Auto entstiegen zwei russische Soldaten und zwei Frauen. Sie waren alle vier betrunken. Der eine Russe verschwand mit den beiden Frauen in Richtung Hennersdorf. Der andere Soldat ging jedoch mit entschertem Maschinengewehr auf meinen Großvater zu. Es mag nun wie ein Märchen klingen; in demselben Augenblick setzte deutsches Artilleriefeuer ein. Unsere Soldaten beschossen russische Panzer, die Hennersdorf zufuhren. Das war die Rettung für meinen Opa. Der Russe hatte Angst bekommen und suchte das Weite, nachdem Geschosse neben ihm niedergeprasselt waren. Schnell hob mein Opa die Verletzte auf den Wagen, der ja schon ziemlich beladen war. Die unglückliche Fahrt wurde fortgesetzt. Alle 20 m mußte mein Großvater halten; denn die Aufregung, das Ziehen und die Verletzung, er hatte sich den einen Fuß verknackt, zehrten an seinen Kräften. Um so schnell wie möglich von der Landstraße wegzukommen, fuhr der Großvater in einen Feldweg hinein. Nach einer langen und aufregenden Fahrt kamen die beiden todmüde am späten Nachmittag bei uns in der Jagdhütte an.

Es verging ein Tag nach dem anderen. Der Kampf tobte hin und her. Jeden Tag kamen die russischen Soldaten zu uns und suchten das Häuschen nach deutschen Landsknechten durch. Der 21.2.1945 war für uns ein Tag von größter Bedeutung und großer Freude. Eine Bekannte von meiner Mutter hatte im Dorf Nahrungsmittel geholt und dabei von alten Leuten erfahren, die zurückgeblieben waren, daß sie meinen Vater hier gesehen hätten. Die Freude war bei uns groß. Würde er uns aber finden? So vergingen wieder 4 Tage in Angst und Hoffnung. Endlich! Am 25.2.1945 kam der Vater gegen 4 Uhr an. Wir waren alle erfreut und erschrocken über sein plötzliches Auftauchen. Jeden Augenblick konnten ja wieder die Russen erscheinen. Die Auswirkung konnte sich jeder selbst ausmalen. Es hätte ein Blutbad gegeben.

Über sein Ergehen der letzten 4 Tage sagte der Vater uns:



Mit seinem Regiment wurde er in Görlitz ( Oder-Neiße-Linie ) ausgeladen und nach Lauban, unserer Kreisstadt, verlegt. Lauban war von Hennersdorf 9 km entfernt. Bei seiner Ankunft in Görlitz zog mein Vater Erkundungen bei einer Verwandten über uns ein. Er hatte aber keinen Erfolg. Görlitz war zu diesem Zeitpunkt noch nicht evakuiert. Hennersdorf hingegen war schon zum größten Teil von Russen besetzt.

Durch das Eintreffen der beiden Sturmregimenter wurde der bisherige unaufhaltsame Vormarsch der Russen zum Stehen gebracht. Die Einheit meines Vaters war zur Verteidigung in Hennersdorf eingesetzt, und so mußte er den Untergang des Heimatdorfes miterleben. Von seinem Vorgesetzten hatte der Vater die Erlaubnis bekommen, sich um seine Angehörigen zu kümmern. Um aber nach Hennersdorf zu kommen, mußte er erst die russische Front durchbrechen. Sein gefährliches Unternehmen gelang. Zuerst suchte er im Wohnhaus nach uns, aber dort war alles leer. Die Gebäude der Großeltern brannten auch noch zum Teil. Nach 4 Tagen vergeblichen Suchens hatte mein Vater dann schließlich erfahren, daß wir uns im Jagdhaus befanden. Bis auf wenige alte Leute und dem zurückgebliebenen Vieh war das Dorf wie ausgestorben. Mein Vater hatte sich vorgenommen, uns hinter die Front in Sicherheit zu bringen, und sogar noch heute. Er hatte nämlich erfahren, daß in der kommenden Nacht ein deutscher Angriff gestartet werden sollte. Die Umgebung von Hennersdorf würden dann Kampfplatz werden. Da gab es nur eines: Die Flucht. Wie schrecklich sich dieses anhörte. Trotz der drohenden Gefahren wollten meine Großeltern nicht mit uns aufbrechen, weil sie ihre Nichte, die sich in anderen Umständen befand, nicht im Stich lassen wollten. Dann ging alles ziemlich schnell. Die nötigsten und besten Habseligkeiten wurden wieder zusammengepackt. Jetzt hieß es, von den Verwandten und Bekannten Abschied nehmen. Vielleicht sollte es das letzte Mal sein, daß wir alle beisammen gewesen waren. Keiner schämte sich der Tränen.

Und wieder flohen wir in die Ungewißheit. Nein, nicht in die Ungewißheit; denn wir hatten ja ein Ziel. Würden wir dieses aber erreichen? Schweren Herzens verließen wir die Jagdhütte ohne die übrigen Verwandten. Es mußte wohl so sein. Unser Fluchtweg ging quergefeld ein. Äcker und Wiesen lösten einander ab. Meine Tante, die Schwester von meiner Mutter, hatte sich uns doch angeschlossen. Wir waren noch gar nicht lange unterwegs, da schossen schon Flugzeuge über uns dahin. Jedesmal, wenn ein Geschwader zu hören war, warfen wir uns flach auf die Erde. Es war schon ziemlich dunkel geworden. Hin und wieder stiegen Leuchtraketen auf. In ihrem Licht konnten wir tote Soldaten, tote Zivilisten und verendetes Vieh liegen sehen. Ein anderes Mal sahen wir Flugzeugwracks, ausgebrannte Panzer und andere Fahrzeuge. Überall herrschte Elend und Not.

3 Stunden später erreichten wir ein abgelegenes Haus. Dieses gehörte aber noch nach Hennersdorf. Auch hier hatten die Kämpfe ihren Stempel zurückgelassen. Die Haustür war gewaltsam herausgerissen und zerschlagen worden. Man konnte das Haus fast gar nicht betreten; denn im Flur lagen Kleidungsstücke, Möbel und Eßwaren durch- und übereinander. In der Küche stand das Essen noch auf dem Herd. Von den Bewohnern war niemand zu finden. Sie mußten bestimmt Hals über Kopf flüchten. Im Stall lagen zwei Kühe tot im Stroh. Eine Handgranate hatte sie bestimmt zerfetzt. In den übrigen Stuben waren die Schübe aus den Schränken gerissen worden. Der Inhalt lag verstreut in den Zimmern umher. Sogar die Betten und die Öfen hatten die Russen umgekippt. Wie würde es jetzt bei uns zu Hause aussehen? Nach diesem unerfreulichen Erleben setzten wir unsere Flucht fort. Tausend große und kleine Gefahren umlauerten uns, die wir beim dürftigen Licht einer abgeschirmten Taschenlampe nicht erkennen konnten. Außerdem befanden wir uns im Niemandsland. Wir hatten einen Schutzengel. Spät am Abend kamen wir in Schreibersdorf, dem Geburtsort meines Vaters, an. Hennersdorf war inzwischen deutsche Hauptkampflinie geworden.



Schreibersdorf war von dieser 5 km entfernt. Bei Verwandten von Vaters Seite, einer Bauernfamilie, fanden wir für die Nacht Unterkunft, weil die Eltern von meinem Vater ihren Hof schon verlassen hatten. Wir wurden freundlich aufgenommen. Wir waren überglücklich; denn seit einigen Tagen und Wochen gab es wieder genug Milch zu trinken und auch genügend zu essen. Nach dem kräftigen Essen begaben wir uns alle zur Ruhe, nachdem in einer Stube ein Strohlager hergerichtet worden war. Endlich wieder einmal eine Nacht, in der wir ruhig schlafen konnten. Am anderen Morgen blieben wir noch in Schreiberdorf. Der deutsche Gegenangriff hatte in der Nacht doch stattgefunden. Wir sorgten uns um die Zurückgebliebenen. Es kam aber niemand. Nachdem sich mein Vater ein Kuhgespann besorgt hatte, brachen wir erneut auf, um noch einige Kilometer zwischen uns und der Front hinter uns zu bringen. Unser neues Ziel war Pfaffendorf. Hier lag jetzt nämlich die Einheit meines Vaters, und zugleich wohnten hier die Schwiegereltern von meiner Tante. Ohne Zwischenfälle kamen wir in Pfaffendorf an. In diesem Dorf waren noch keine Bewohner evakuiert worden, und so fanden wir wiederum bei Verwandten Unterkunft. Zwei Tage später sollte auch Pfaffendorf evakuiert werden. Auf Grund eines Befehls der deutschen Gestapo sollten alle arbeitsfähigen Frauen und Mädchen Schützengräben ausschachten. Die Kinder sollten in der Zwischenzeit in Heimen und leerstehenden Schulen untergebracht werden. Viele Frauen weigerten sich. Um einer Verhaftung aus dem Wege zu gehen, flüchteten wir nach Nikolausdorf. Da der Vater auch jetzt noch in unmittelbarer Nähe von uns war, konnten wir mit von der Militärfeldküche versorgt werden. ( Meine Mutter, meine Tante, mein Bruder und ich ). Diesmal hatten wir nämlich nicht das Glück, bei Verwandten oder Bekannten unterzukommen.

Wie wir von durchreisenden Flüchtlingen erfuhren; war Lauban, unsere Kreisstadt, und Hennersdorf durch den schon erwähnten deutschen Angriff frei geworden. Wir schöpften darüber neue Hoffnung auf baldige Rückkehr nach Hennersdorf. Weil sich die Spannungen in Pfaffendorf gelegt hatten, und die Front sich wieder weiter nach Osten verschoben hatte, kehrten wir zurück. Über das Schicksal der Großeltern hatten wir noch nichts in Erfahrung bringen können. Deshalb faßte mein Vater den Entschluß, nach Hennersdorf zu fahren. Hier traf er die Großeltern an. Der Vater kehrte aber alleine zurück; die Großeltern wollten in ein paar Tagen nachkommen. Die Freude, über ihr baldiges Erscheinen, war bei uns groß. Endlich! Eine Woche nach meines Vaters Rückkehr trafen die Großeltern mit einem vollbepackten Handwagen in Pfaffendorf ein. Über ihre Erlebnisse während unserer Abwesenheit erzählten sie Folgendes:

Einen Tag später, nachdem wir die Großeltern verlassen hatten, brachen sie und noch andere Dorfbewohner auf. Ihre Flucht ging ziellos von Dorf zu Dorf. Nachdem der deutsche Angriff erfolgreich verlaufen war, konnten sie nach Hennersdorf zurückkehren, da sich der Ort in deutscher Hand befand. Seine verletzte Schwester ließ der Opa in ein Görlitzer Krankenhaus bringen. Von Einwohnern, die früher als meine Großeltern nach Hause gekommen waren, erfuhren sie, wie die Russen hier gehaust hatten.

Ein Mann, der als Flüchtling bei einem Bauern Unterkunft fand, wurde von russischen Soldaten vom Hof gejagt. Da er einige Sachen vergessen hatte, kehrte er zurück. Dabei wurde er von russischen Soldaten erschossen. Der Mann war Vater von sechs Kindern. Seine Leiche verscharrten die Russen hinter der Scheune. Seine Frau ließ die Überreste ihres Mannes später in das Heimatdorf überführen.

Ein anderer Einwohner erzählte dem Opa, daß er beobachtet hatte, wie ein Russenpanzer die Dorfstraße entlang kam. Vor einem Haus hatte er gestoppt und es beschossen. Ein Geschloß war durch die Wand in eine Stube gedrungen. Hier hatte es einer Frau beide Beine abgerissen. Sie wurde dann in einem deutschen Militärfahrzeug in ein Lazarett gebracht.



Dort ist sie gestorben und fern der Heimat beerdigt worden. Ein anderes Geschoß hatte die eine Stallwand durchschlagen und dabei der eben erwähnten Frau die Tochter genommen. Auch die beiden Kühe, von denen das Mädchen eine gemolken hatte, fanden den Tod. Einige Frauen, die sich noch mit in dem Unglückshaus befanden und eben dem Tod entgangen waren, flüchteten. Aber auch sie wurden auf der Flucht von den Russen erschossen.

Weitere 13 Männer fanden den Tod. Ein russischer Sergesant hatte einem Dorfbewohner den Rat gegeben, das Dorf zu verlassen. Man gab auf das Gerede nichts. Dann geschah das Furchtbare. Am 4.3.1945 wurden 13 Männer und männliche Jugendliche zusammengetrieben und ohne eine vorherige Anklage erschossen. Die Angehörigen hatten von dieser schonungslosen Bluttat erst viel später erfahren.

Eine Dorfbewohnerin, übrigens von uns eine Bekannte, verbrachte einige Tage und Nächte auf der Kanzeltreppe in der Kirche. Versorgt wurde die Frau von ihrer Tante. Der Pfarrer hatte ihr dann die freudige Mitteilung gemacht, daß die Russen abgezogen waren. In Pfaffendorf blieben wir 4 Wochen. Hier hatten wir ein ruhiges und geborgenes Leben geführt. Zur Ruhe sollten wir aber lange noch nicht kommen. Da ein neuer russischer Angriff erwartet wurde, blieb uns nichts anderes übrig, als erneut zu flüchten. Diesmal war der Großvater Kutscher. Unser Ziel sollte Ostritz ( Sachsen / a.d. Neiße ) sein.

Ganz hatte uns das Glück doch nicht verlassen; denn auch hier fanden wir bei weitläufigen Verwandten eine Bleibe. Freundlich wurden wir von der Frau aufgenommen. Sie ging schwarz gekleidet. Der Krieg hatte ihr den Mann und den einzigen Sohn vor nicht allzulanger Zeit genommen. Nun stand die Witwe mit einer großen Fabrik alleine da.

Am 7.5.1945 besuchte uns mein Vater kurz in Ostritz. Hier blieben wir bis zum Zusammenbruch. In einer Nacht wurden wir durch das Getöse und das Geheule der Sirenen aus dem Schlaf gerissen. Großalarm! „Sofort Ostritz räumen“, tönte es von einem Lautsprecherwagen durch die noch ausgestorbenen Straßen. Auch meine Großeltern, meine Mutter, deren Schwester, mein Bruder und ich begaben uns wieder mit dem Kuhgespann auf die Flucht. Mein Großvater kam schlecht mit den beiden Zugtieren aus, weil er mit solchen noch nichts zu tun gehabt hatte. Einmal als Kuhführer zu fungieren, hatte er sich bestimmt nicht träumen lassen. Es mußte eben alles gehen. Die Straße nach Reichenau glich einer verstopften Wasserleitung. Der unendlich erscheinende Zug wälzte sich nur langsam voran. Viele Male kam er zum Stillstand, wenn ein Rad von einem Wagen entzweiging oder einige Pferde nicht mehr zum Ziehen fähig waren. Dabei gab es viele Streitigkeiten und manchmal auch Schlägereien. Jeder wollte so schnell wie möglich vorankommen, dabei wurde auf die anderen keine Rücksicht genommen. Manche Menschen wurden in solchen Momenten kopflos und brachten die ganze Umgebung in Aufregung. Nach nicht allzulanger Zeitspanne fuhren Militärkolonnen an uns vorüber. So sahen wir durch einen Zufall meinen Vater wieder, und das auf 4 Jahre; denn wenige Tage später gerieten er und seine Kameraden in tschechische Gefangenschaft. Davon später.

Auf dem ganzen Weg begegnete uns das Elend. In den Straßengräben lagen umgeworfene Wagen und Autos, verendete Pferde und tote Soldaten. Am Mittag erreichten wir Reichenau. Im selben Tag kam auch hier der Räumungsbefehl. In Reichenau wurde uns von der bedingungslosen Kapitulation erzählt. Auf Befehl der Russen sollten alle in ihr Heimatdorf zurückkehren. Alles flutete nach Osten zurück. An einer Kreuzung in Reichenau boten sich uns erschütternde Bilder. Zivilisten und Soldaten vermischten sich untereinander. Dabei wurden viele Familien auseinandergerissen. Kleine und auch größere Kinder weinten oder riefen nach den Eltern. Weinende Mütter suchten nach ihren Kindern. Einigen Flüchtlingen, hauptsächlich alten Leuten, hatte man heimlich noch die letzten Habseligkeiten gestohlen.



Wie wird es wohl im Herzen einer Mutter ausgesehen haben, die ihre Kinder verloren hatte? Das kann kein Mensch beurteilen, der nicht dieses Elend selbst miterlebt hat.

Nach wenigen Tagen hielten wir „Einzug“ in Hennersdorf. Sollte das unser Hennersdorf sein? Der größte Teil des Dorfes war dem Erdboden gleichgemacht worden. Viele Schicksalsgenossen fanden anstatt eines stattlichen Hofes einen großen Trümmerhaufen vor. Was würde uns erwarten? Beiderseits der Straße, auf freien Plätzen oder Wiesen, hatten die Soldaten Minenfelder durch hohen Stacheldraht abgetrennt. Überall lagen Leichen und lag Kriegsmaterial. Dann standen wir vor unserem Anwesen. Der Gartenzaun war umgebrochen worden, und der Garten von Panzern und anderen Fahrzeugen zerwühlt worden. Das Haus stand noch, wenn auch hier und da einige Spuren der stattgefundenen Kämpfe zurückgeblieben waren. Wir waren ja froh, daß uns das Dach über dem Kopf geblieben war. Das Aussehen des Hauses spielte keine Rolle. Vor der Haustür lagen Bilder, Spielsachen von mir, zerschlagenes Porzellan, unsere Nähmaschine und viele andere Haushaltsgeräte. Im Hausflur schlug uns ein Geruch von verwesten Gegenständen entgegen. Aufgestochene Fleischkonserven, zerschlagnene Einmachgläser und Flaschen lagen kreuz und quer durcheinander. Die Türfüllungen hatten die Russen herausgerissen und als Brennmaterial benutzt. In den Stuben sah es verheerend aus. Den Ofen hatte man umgekippt und zerschlagen. Die Schranktüren standen weit offen, und der Inhalt der Schränke lag zertrümmert auf dem Fußboden. Diesen hatten die russischen Soldaten sogar aufgerissen. Vielleicht hatten sie unter den Dielen Waffen, Schmuck oder alkoholische Getränke vermutet. In den Fenstern, die noch in den Rahmen hingen, fehlten zum größten Teil die Scheiben. Dieser „Empfang“ war für die Erwachsenen besonders schwer. Sie mußten wieder von Neuem anfangen. Das wollte man gern, nur sollte uns die Heimat erhalten bleiben. Mit neuem Eifer und Ernst wurde überall gesäubert und gehämmert, so gut, wie es nur irgend ging. Im Haus war wieder einigermaßen Ordnung hergestellt worden. Der Großvater behob die am Haus entstandenen Schäden. Die Großeltern wohnten bei uns, weil ihre Gebäude, wie schon berichtet, außer dem Gatterschuppen alle den Flammen und den Geschossen zum Opfer gefallen waren. Viele Küchengeräte, Betten und kleinere Möbelstücke fand meine Mutter zum Teil in den Nachbarhäusern wieder. Doch das meiste hatten die Russen mitgenommen. Unsern Lebensunterhalt bestritten wir von den bisher versteckthaltenen Lebensmitteln. So verlief Tag auf Tag. Wir führten ein einfaches und zufriedenes Leben. Heute, 12 Jahre später, könnten wir dieses als ärmlich bezeichnen. Bedeutete die Heimat und das eigene Leben nicht mehr als alle anderen Güter auf Erden? Wieviel Zivilisten und nicht zuletzt Soldaten mußten unschuldig ihr Leben lassen? Für jeden Tag mußten wir dem Schöpfer dankbar sein. Vom „Kleinsten“ bis zum „Größten“, alle mußten mit ihren eigenen Händen eine neue Heimstatt gründen helfen.

Von meinem Vater hatten wir seit der letzten Trennung keine Nachricht mehr bekommen. Fünf Wochen lebten wir nun schon wieder daheim. Lange sollten wir uns des neuen Schaffens nicht erfreuen und hingeben. Schlesien war ja im Potsdamer Abkommen an Polen „gefallen“. Daraufhin begannen die Polen mit der Austreibung der Deutschen nach dem Westen.

Eines Morgens standen einige Polen vor unserer Haustür. Einer schrie in einem gebrochenen Deutsch: „In 5 Minuten alle raus auf Straße!“ Um seinen Worten mehr Ausdruck zu geben, entscherte er das Gewehr. Widerspruch konnte sich niemand erlauben. Es war ja auch niemand dazu fähig. Der plötzliche Ausweisungsbefehl wirkte auf allen wie ein Schock. Eilig und unter Aufsicht der Polen wurde das wichtigste Handgepäck zusammengerafft und auf den Kinder- und Handwagen gepackt. Dann trieben uns die Polen wie Vieh aus dem Haus auf die Straße. Der Großvater genoß besonderen Vorzug, ihn beförderte man mit einigen



Fußstritten hinaus. Das ganze Dorf, soweit die Familien damals wieder zurückkehrten, wurde ausgewiesen. Der Fluchtweg führte nach Westen. Von Hennersdorf bis Görlitz an der Neiße waren es 25 km. Diese Strecke legten wir unter polnischer Militäraufsicht zu Fuß zurück. Dabei passierten unumenschliche Dinge. Die Polen trieben Männer, mitunter auch Frauen, mit Gewehrriemen bis nach Görlitz vor sich her. Viele brachen auf halben Wege zusammen und blieben liegen. Auf sie wurde keine Rücksicht genommen. Helfen durfte niemand. Tat es doch jemand, so wiederfuhr ihm dasselbe Schicksal. Am gleichen Tag erreichte der Treck Görlitz. Der größte Teil der Hennersdorfer zog von hier weiter nach Westen. Wir bleiben, weil wir ja hier Verwandte hatten. Ein Onkel von meiner Mutter, er hatte ein Lebensmittelgeschäft, nahm uns vorläufig auf. Da jeden Tag noch andere Leute hinzukamen, wollten wir dem Onkel nicht länger zur Last fallen; denn 30 Personen zu ernähren, erschien für ihn unmöglich. Wo fanden wir aber eine neue Wohnung und Nahrungsmittel? Die Stadt war überfüllt. Vor allen Dingen der westliche Teil, weil die Oder-Neiße-Linie mitten durch die Stadt lief. Die früheren geschäftlichen Beziehungen des Großvaters kamen uns hier sehr zustatten. In Rauschwalde, einem Vorort von Görlitz, fanden wir eine leerstehende Wohnung. Der Besitzer hielt sich im Westen auf. Mobiliar und Küchengeräte standen uns zur Verfügung. In Rauschwalde lernten wir erst den Hunger am eigenen Leib richtig kennen. Morgens ging Opa zu den umliegenden Bauernhöfen. Abends kam er mit ein paar Pfund, (manchmal weniger), erbettelten Kartoffeln zurück. Er konnte sich selbst noch kaum auf den Beinen halten. Gerne wollte er für uns Kinder darben. Kam der Opa zurück, dann gab es wieder ein Festessen, nämlich Kartoffeln und Salz. Brot gab es nur in kleinen Rationen. Davon erhielt mein Bruder, der nur noch aus Haut und Knochen bestand, fast alles. Ich freute mich darüber, wenn einige Brotkrümel auf den Fußboden fielen. Das Ergebnis des Hungers war, daß ich öfter Schwächeanfälle bekam. Meiner Mutter und den Großeltern erging es nicht anders. Wo dieses hinführen würde, wußte jeder. Tag für Tag fuhren unter unseren Fenstern Leichenwagen vorüber. Zum größten Teil waren die Wagen mit einfachen Kindersärgen beladen. Diese Leichen fanden fast alle den Hungertod. Würden wir auch so enden? Wenn keine Änderung eintreten würde, dann bestimmt. Nach wenigen Tagen hatte ich in Rauschwalde einen Spielkameraden gefunden. Er war etwas älter. Einmal beschlossen wir, an die Neiße zu fahren. Woher wir das Geld für die Straßenbahn damals „ergatteten“, weiß ich heute nicht mehr. Gesagt, getan. An der Neiße angekommen, besahen wir uns den Verkehr. Die Brücke war gesprengt worden. An ihrer Stelle stellte eine große Fähre die Verbindung zwischen den beiden Ufern her.

Überall liefen russische und polnische Soldaten herum. Hin und wieder wurden Männer und Frauen festgenommen. Manche bekamen Prügel. Auch erleichterten die Soldaten sie um ihr Gepäck. Wir bekamen Angst und machten uns auf den Weg zur Straßenbahnhaltestelle. Jetzt erst kam uns zum Bewußtsein, daß wir ja kein Geld mehr für die Rückfahrt hatten. Das Gewissen plagte uns, weil unsere Angehörigen nicht wußten, wo wir uns aufhielten. Alle Vorwürfe änderten an der Lage nichts. In stiller Hoffnung hielten wir einen älteren Mann an und baten demütig um Geld. Wir zwei hatten bestimmt sein Mitleid erregt. Nachdem er uns nach dem Aufenthaltsort gefragt hatte, gab der Mann meinem Kameraden das erwünschte Geld. Wir konnten nicht genug danken.

Die Hungersnot dauerte fünf Wochen. Mein Bruder hatte schon lange Durchfall. Der Gesundheitszustand wurde immer ernster bei ihm. Es mußte unbedingt eine Wendung eintreten.

Das Schicksal gab uns einen Wink. Nach der Austreibung aller Deutschen hatten die Polen keine billigen Arbeitskräfte mehr. Solche suchten sie damals. Davon erfuhren wir in Rauschwalde. Daraufhin entschlossen wir uns, nach Hennersdorf zurückzukehren.



Bei unserer Ankunft befand sich Hennersdorf in noch einem verwahrlosten Zustand, als bei der ersten Rückkehr aus Reichenau. Im Wohnhaus sah es nicht anders aus. Wieder mußten wir von vorne anfangen. Man schrieb schon Mitte August 1945. Fast jeden Tag trafen bekannte Familien in Hennersdorf ein. Viele von ihnen hausten in den massiven Kellern, die den Bränden und Geschossen nicht zum Opfer gefallen waren. Wir hingegen verfügten über eine einigermaßen gute Wohnstätte. Es dauerte aber nicht lange, da setzten die Plünderungen von neuem ein. Das nötigste Gepäck stand für eine plötzliche Flucht bereit. Abends gingen alle mit den Kleidern in das Bett. Die Haustür verriegelte der Großvater mit Bohlen und Kanthölzern. Eines Nachts wurden Stimmen vor dem Haus laut. Es sind polnische Soldaten oder polnische Zivilisten gewesen. Mit den Gewehren bearbeiten sie die Haustür, aber vergebens. Da niemand diese öffnete, schlugen sie die Fensterscheiben ein. Ich schlief in meines Vaters Bett. Mir fielen die Glasscherben auf das Gesicht. Mein Bruder und ich bekamen durch den Lärm Angst und weinten. Auf Anweisung des Großvaters sollten wir uns alle ruhig verhalten. Er eilte in der Zwischenzeit auf den Boden und rief durch das Bodenfenster laut um Hilfe. Die Hilferufe hörte ein Nachbar. Auf der Scholtisei lebte ein anständiger Pole. Zu diesem rannte der Nachbar und berichtete ihm von dem Überfall. Nachdem der erwähnte Pole einige Warnschüsse abgegeben hatte, verschwanden die nächtlichen „Besucher“. So ging das mehrere Male in einer Woche. An Schlaf durften wir in der Nacht nicht mehr denken. Am Tage fanden Überfälle nicht statt. Wohl belästigten die Polen Männer oder Frauen. Uns Kindern taten sie nichts.

Der Opa fand andauernd bei sich oben im Gatterschuppen Arbeit. Hier standen die Maschinen alle noch. Seine Hoffnung auf den Neuaufbau seines Betriebes gab er noch nicht auf. Nachdem die Polen aber einen Motor und eine Maschine nach der anderen wegholten, fügte auch er sich dem harten und unumgänglichen Schicksal.

Gesundheitlich ging es uns allen gut. Der Bruder hatte sich auch schon wieder von den Hungerwochen in Rauschwalde erholt. An Spielkameraden fehlte es mir nicht. Unsere Spiele waren nicht ungefährlich. In den Ruinen abgebrannter Häuser und Scheunen konnte man uns fast immer antreffen. Auf die Warnungen der Mutter und der Großeltern hörte ich nicht. Es machte uns eben Spaß, in den Ruinen verstecken zu spielen. Waffen und Munition mieden wir, weil sie uns in ihrer Wirkung während der Kämpfe genügend Angst eingejagt hatten. Um den Lebensunterhalt für uns zu verdienen, mußte mein Opa jeden Tag nach Lauban zu Fuß laufen. Das Leben wurde immer unerträglicher.

Im Juli 1946 kam dann die endgültige Ausweisung. In Lauban wurden alle in Viehwagen verladen. Gepäck besaßen wir so gut wie gar nichts. Was den Polen bei der Kontrolle noch gefiel, behielten sie. Willenlos ließen die Menschen alles mit sich geschehen. Man trieb uns wie Schlachtvieh hin und her. Dann begann die lange Fahrt in die Ungewißheit. Die Heimat lief an uns wie eine Vision vorüber; denn die Polen regelten uns in die Viehwagen wie in Kerker ein.



Das „Essen“ bezogen wir Flüchtlinge aus einer Küche. Die anderen Nahrungsmittel gab es auf Marken, nachdem man einige Stunden „Schlange“ gestanden hatte. In Bunde wurde ich nach unserer Ankunft wenig später eingeschult.

Die Heimat fehlte uns sehr. Vielmals wurden wir von Einheimischen als „Polen“ und „Zigeuner“ hingestellt. Solche Menschen konnte man nur bemitleiden. Waren wir nicht ihre Brüder und Schwestern?

Die Unterstützung, die meine Mutter bekam, langte gerade zum nackten Leben. Auf viele Dinge mußten wir verzichten. Wie gern hätten sich mein Bruder und ich eine Tüte Süßigkeiten gewünscht. Wir lernten dadurch verzichten und mit dem Zufrieden zu sein, was uns geboten wurde. Die langen und kalten Wintertage bedeuteten für uns ein schweres und hartes Los. Die Stube konnte die Mutter nicht erwärmen, weil ihr für den „Ofen“ das nötige Heizmaterial fehlte. Auch in der Schule mangelte es an dem Brennmaterial. Morgens begab ich mich, wie alle anderen Schüler, in die Schule und nahmen unsere neuen Hausaufgaben entgegen. Diese wurden nicht angefertigt; denn, wenn ich zu „Hause“ ankam, ging es wieder in das Bett.

So zog ein Monat nach dem anderen dahin und schnell füllte sich ein Jahr. Wir schrieben bereits 1948.

Eines Tages bekamen wir Nachricht vom Vater. Er war aus der tschechischen Gefangenschaft entlassen worden und lebte bei seinen Eltern in Bessingen, einem kleinen Ort im Kreis Holzminden (Niedersachsen). Bereits einige Monate später siedelten wir nach Bessingen um, weil sich hier meinem Vater bessere Arbeitsmöglichkeiten boten als in Ostfriesland. In Bessingen wurde ich gleich in die Volksschule aufgenommen. Ein Jahr lang lebten wir in ärmlichen Verhältnissen. Vom Ofen angefangen und bei den Betten aufgehört, hatte man uns alles geliehen.

Im Jahre 1950 legte mein Vater den Grundstein für ein neues Haus. Es war ein ernstes Unternehmen; denn über Geldmittel verfügte er nicht. Doch der Kreis und das Land versprachen meinem Vater Gelder.

Die Maurerarbeiten bewältigte der Vater mit Hilfe von Verwandten und Arbeitskollegen allein. Die Holzarbeiten fertigte der Großvater an.

Zwei Jahre später stand das Haus, unsere neue Existenz in einer fremden Heimat, bezugsfertig da.

Seit 1952 besuche ich die „Schule am Ith“ in Coppenbrügge.

In der neuen Heimat haben wir uns gut eingelebt, trotzdem können wir die alte Heimat im deutschen Osten nicht vergessen. Wann werden wir alle, ob aus Schlesien, Pommern und Ostpreußen, unsere alte Heimat wiederssehen?

Heimat, schönstes Fleckchen Erde, ach Herrgott gib, daß frei es wieder werde!